

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 28 (2021)
Heft: 309

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Flaschenpost aus aus der Kneza Miloša in Belgrad, wo der Verkehr wie ein Erdbeben spürbar ist und die panslawischen Flaggenfarben Rot, Weiss und Blau dominieren. Von Katrin Keller

34

Wie geht es den Jungen in der Pandemie? Was vermissen sie? Was läuft gut und was weniger? Noa Olibet, Siri Löffel, Aaron Kopf und Miriam Rizvi erzählen. Notiert von Peter Surber, Roman Hertler und Corinne Riedener

37

Schlafende Politik, impotente Gewerkschaften: Der Verein Pflegedurchbruch wehrt sich gegen den Pflegenotstand. Der Initiant und Psychiatriepfleger Alain Müller im Interview. Von Roman Hertler

42

ABSENCE OF FLAG DOES



Seismological Survey of Serbia im Tašmajdan Park



Videostill aus «Trembeling Alps» für die Ausstellung im U10

Es ist wieder einmal lange nach Mitternacht und ich brüte über Entwürfe für zwei Flaggen. Die fertigen Flaggen sollten bald über mir, auf dem Dach der Wohnung im fünften Stock an der Kneza Miloša in Belgrad, platziert werden. Die Zeit drängt, in gut 20 Tagen ist mein Aufenthalt hier zu Ende.

Unter mir rumort der Verkehr, die vier- bis sechsspurige Kneza Miloša ist trotz des kaum vorhandenen Nachtlebens nie ruhig. Die Strasse ist eine Hauptverkehrsachse Belgrads und verbindet den Südwesten mit dem Nordosten der Stadt. Sie führt vom Autobahnzubringer an der Sava zum Zentrum und verbindet dieses mit der Donau, die «Halbinsel» des alten Stadtteils durchquerend. Polizei- und Ambulanzfahrzeuge sind die ganze Nacht über unterwegs. Ihre unterschiedlichen Sirenen und Warnsignale wirken fröhlich und erinnern an Töne von Kinderspielzeug oder Flipperkästen.

Der Verkehr und die Seismographen

Bei geschlossenen Fenstern ist der Verkehr mehr spür- als hörbar. Wenn Lastwagen oder die schweren roten jugoslawischen Busse vorbeifahren, vibriert das in den 1930er-Jahren erbaute, fünfstöckige Haus. In der ersten Nacht hier an der Kneza Miloša habe ich diese Vibrationen mit einem natürlichen Erdbeben

verwechselt. Aufgeregt machte ich mich daran, meine Freundin Lidija Delić anzurufen, um sie zu fragen, ob sie das Beben auch spüre.

Schliesslich stand mein Atelieraufenthalt ganz im Zeichen des Seismografen. Im Oktober 2020 habe ich hier im U10 Art Space eine Ausstellung mit dem Titel «Inside the Seismograph» realisiert, zusammen mit Mia Ćuk aus Novi Sad und Fokus Grupa aus Rijeka. Inzwischen habe ich mich an die verkehrsbedingten Erschütterungen gewöhnt. So sehr, dass ich das echte, verheerende Erdbeben am 29. Dezember anfänglich einem besonders schweren Lastwagen zugeordnet habe.

Lidija Delić habe ich 2017 während meines Aufenthalts mit dem Ausserrhoder Artist-in-Residence-Stipendium in Island kennengelernt. Sie ist 1986 in Montenegro bzw. Jugoslawien geboren und im Alter von zehn Jahren mit ihrer Familie nach Belgrad gezogen. Lidija ist Künstlerin und Teil des Kollektivs, das zu siebt den Ausstellungsraum U10 führt. Dank ihr ist mein Freundeskreis in Belgrad weitergewachsen, so weit, dass ich mir vorstellen könnte, auch länger in Belgrad zu leben. Auf die nationale Identität angesprochen, meint Lidija, sie fühle sich als Jugoslawin. Wie die meisten jüngeren Menschen, die ich hier kennengelernt habe, würde sie das Land am liebsten verlassen.

Im Vorfeld der Ausstellung habe ich mit Dejan Valčić, Geophysiker und Mitarbei-

ter beim Seismological Survey of Serbia, gesprochen. Da ein Besuch der seismologischen Station wegen der Coronasituation unmöglich war, hat er sich freundlicherweise bereit erklärt, telefonisch Auskunft zu geben und auch Bilder und Daten zuzuschicken.

Das seismologische Institut von Serbien befindet sich im nahegelegenen Tašmajdan Park, in Gehdistanz von der Kneza Miloša Nr. 4. Im Tašmajdan Park werden einerseits die seismologischen Daten aus Belgrad aufgezeichnet, andererseits verarbeiten die Mitarbeiter die Signale der weiteren Messstationen im Land.

In Hinblick auf das vermeintliche Erdbeben an der Kneza Miloša frage ich Dejan Valčić, ob die seismografische Aufzeichnung für Belgrad nach wie vor im Tašmajdan Park, also mitten in der Stadt gemacht werde. Er verneint. Seit der sehr viel empfindlicheren, digitalisierten Aufzeichnung mittels Seismometer habe der Verkehr zu viel «Geräusch» und Fehler in den Seismogrammen erzeugt. Die Messstation für Belgrad wurde deswegen vor ein paar Jahren auf den 25 Kilometer entfernten, ruhigeren Avala Hügel verlegt. Nach wie vor aber sind im Tašmajdan Park zwei analoge, mechanisch funktionierende Seismografen aus dem Jahr 1918 im Einsatz. Sie sind weniger empfindlich und darum weiterhin geeignet, Beben in der Stadt zu registrieren.

NOT

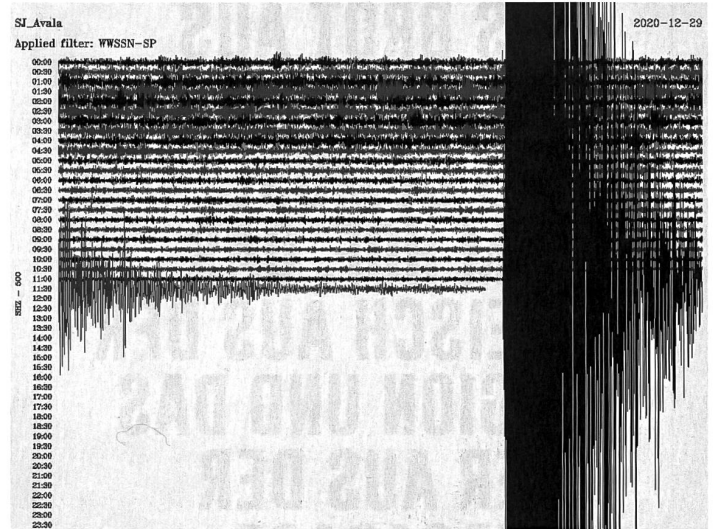
ASSURE

SAFE

GROUND



Fahnenstangen, Kneza Miloša 4



Seismogramm des Erdbebens vom 29.12.2020, registriert auf dem Avala Hügel bei Belgrad

Flaggenpolitik im Regierungsviertel

Um das Gebäude des Wohnateliers, entlang der Kneza Miloša, stehen zahlreiche Botschaften. Alle gut sichtbar gekennzeichnet mit ihren jeweiligen Landesflaggen. Dominierend in der Nachbarschaft aber ist die serbische Flagge, die panslawischen Farben Rot, Blau, Weiss in waagrechten Streifen mit dem doppelköpfigen Adler in der Mitte.

Die Atelierwohnung befindet sich mitten im Regierungsviertel. In Variationen zielen die Flaggen die benachbarten Verwaltungsgebäude: Am Parlamentsgebäude sind es vertikale, meterlange Banner, an den Fassaden des Präsidentenpalasts sind die Fahnen quadratisch mit den Zacken an den Rändern, und klassisch im Verhältnis 2:3 an den Gebäuden des Finanz-, Wirtschafts- und Verteidigungsministeriums, an der Hauptpost, der Universität und auch auf der seismologischen Station. Die Präsenz der Landesflaggen in der unmittelbaren Umgebung lädt natürlich ein, mit deren Bedeutung und deren Aussehen zu arbeiten. Mit den Farben, dem Adler, mit der Geschichte der Flaggen an diesem Ort. Denn so wie Lidija in den letzten 30 Jahren drei unterschiedliche Pässe besessen hat, haben die benachbarten Gebäude in derselben Zeit drei unterschiedliche Fahnen getragen.

In der jugoslawischen Flagge standen die Farben für Ehre und Treue (Blau), Frieden

und Reinheit (Weiss) und für den Kampf um Freiheit (Rot). Auf der offiziellen Seite der serbischen Regierung lese ich für die dieselben Farben folgende Deutung: *red stands for the blood shed for this country, the blue represents freedom, while the white represents mother's milk feeding strong Serbian children.*

Flagge zeigen? Oder kapitulieren?

Auf dem Dach an der Kneza Milosa Nr. 4 stehen die seit Jahrzehnten «unbeflaggten», mit dem Wind, den Lastwagen und Bussen mit schwankenden Fahnenstangen. Zuletzt seien da jugoslawische Flaggen gehangen, meint Nikola Ilić, Besitzer der Wohnung.

Zum Abschluss der residency sollten neue Fahnen gehisst werden. Aber ich tue mich sehr schwer mit der Umsetzung. Was sage ich hier zum Abschied? Als so willkommen geheissene Besucherin, als solidarische Freundin, als Künstlerin, als Empörte, als Auswärtige, als Schweizerin? Was darf, will und kann ich hier hissen?

Denn die Flaggen werden sehr sichtbar und sehr öffentlich sein.

Ansonsten habe ich mich in Belgrad unauffällig verhalten und mich nie gefürchtet. Mit diesen Fahnen könnte sich das ändern. Ideen und Entwürfe, die irgendwie als provokativ empfunden werden oder den Nationalstolz verletzen könnten, verwerfe ich wieder.

Die Vorstellung in diesem Haus, in der Stadt womöglich nicht mehr sicher zu sein, ist erschütternd. Skizzen für vorwiegend poetische, formale Flaggen verwerfe ich ebenso, weil sie mir wie eine Kapitulation erscheinen.

Und schlussendlich bin ich abgereist, ohne Fahnen platziert zu haben. Ein halbes Jahr in Belgrad zu leben, befähigt nicht dazu, da Flaggen zu hissen.

Katrin Keller, 1985, ist in Herisau aufgewachsen und lebt als Künstlerin in Luzern. Sie wohnte von August 2020 bis Ende Januar 2021 als Stipendiatin der Stadt Luzern in der Atelierwohnung in Belgrad, die abwechselnd an Kunstschaffende aus der Stadt Luzern, dem Kanton Thurgau und der Stadt St.Gallen vergeben wird.

Zusammen mit dem Zeughaus Teufen hat Katrin Keller zudem unter dem Titel «Stimmenbild» eine seismografische Umfrage zum Frauenstimmrecht in Ausserrhoden lanciert.
zeughausteufen.ch

**DAS BROT AUS
DEM HOLZOFEN.
DAS GEMÜSE
VOM HOF. DAS
FLEISCH AUS DER
REGION UND DAS
BIER AUS DER
BIERGARAGE.**



BIERGARAGE.CH
DIE BRAUMANUFAKTUR

**FÜR JEDEN DAS
PASSENDE BUCH!**

Kommen Sie vorbei und lassen
Sie sich inspirieren.



Rösslitor Bücher
Marktgasse/Spitalgasse 4, 9004 St. Gallen
www.orellfüssli.ch

**orell.
füssli**
Rösslitor



**Frischer geht nicht ...
Biofood mit Biss!**

**STADTLADEN
ST. GALLEN**
Biologische Lebensmittel

Katharinengasse 12
9000 St. Gallen
Tel. | Fax 071 244 20 55
www.stadtladen.ch

«MEINEN 18. GEBURTSTAG HABE ICH GAR NICHT GEFEIERT – DAS WAR SCHON SEHR SCHADE»

Jugendliche und junge Erwachsene müssen in der Pandemie auf vieles verzichten. Was vermissen sie nach einem Jahr Corona am meisten? Was lief gut, was weniger gut und worauf freuen sie sich nach der Pandemie? Saiten hat viermal nachgefragt: Noa Olibet und die A-Junioren des FC Fortuna hoffen, dass die Liga nicht einschläft, Siri Löffel, Kantischülerin aus Stein AR, vermisst die Musik- und Theaterprojekte, aber nicht das Fliegen, Aaron Kopf aus Sulz im Vorarlberg arbeitet weiter im Landschaftsgartenbau, wie wenn nichts wäre, und Aktivistin Miriam Rizvi zieht Bilanz über die Grenzen und Möglichkeiten der Klimabewegung in Zeiten von Corona.

«SEIT ES KALT IST, WURDE DAS LEBEN NOCH UM EINIGES TRISTER»

Ich bin Captain der A-Junioren des FC Fortuna. Nummer 13, Innenverteidigung. Im Frühling 2020 stand, wie überall, auch bei uns alles still. Keine Trainings, keine Spiele. Die Saison hatte eigentlich noch gar nicht richtig begonnen, am Schluss haben wir die ganze verpasst. Im Sommer konnten wir dann endlich wieder spielen, ich war damals aber gerade in den Kantiabschlussprüfungen und darum nicht so aktiv wie üblich. Damals wussten wir auch noch gar nicht, wie lange sich die Pandemie noch hinziehen wird.

Nach den Sommerferien, als die neue Saison begann, ging es für uns endlich wieder richtig los – mit einem relativ knappen Kader allerdings. Aber das lag nicht an Corona, sondern am Jahrgang. In diesem Alter, mit 18, 19, setzen viele ihre Prioritäten neu, Fussball ist plötzlich nicht mehr so wichtig, dafür anderes, und die erste Mannschaft der Erwachsenen ist noch weit weg. Das ist jedes Jahr so. Darum haben die C-, B- und A-Junioren vom FC Fortuna und FC Otmar – unser früherer Rivale – vor kurzem fusioniert.

Wir sind also mässig erfolgreich in die Herbstsaison gestartet – wie meistens. Halb so schlimm, denn ehrlich gesagt waren wir einfach nur froh, konnten wir wieder trainieren und spielen. Leider konnten wir die Saison nicht ganz fertig spielen, da schon der nächste Lockdown angekündigt wurde. Die letzten Spiele sind darum ausgefallen. Und seither läuft wieder gar nichts.

Die Kleinen, also alle bis 16, dürfen noch spielen, aber die B- und wir von den A-Junioren nicht. Ein- oder zwei Hallentrainings gabs noch im November, aber danach wurde alles abgesagt und verschoben, auch unsere Jahresplanung. Es sieht auch nicht danach aus, wie wenn wir im März wieder anfangen könnten. Die Frühlingssaison 2021, die Ende März beginnen würde, steht noch in den Sternen.

Dass die Grossen – die Profis – weiterschütten dürfen, nervt und freut mich gleichermassen. Einerseits bin ich froh, dass ich wenigstens noch ein bisschen Fussball gucken kann. Dass der Sport nicht ganz weg ist. Andererseits frage ich mich schon, warum es bei den Profis möglich ist und bei uns nicht. Es macht mich nicht hässig, aber ich finde es einfach schade, dass wir nicht spielen dürfen. Was nicht heisst, dass die Profis deswegen auch aufhören sollten.

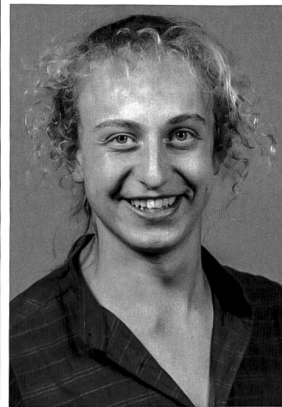
Am meisten vermisse ich den Ausgang, die Konzerte und Festivals. Das ist das Schlimmste. Und darauf freue ich mich auch am meisten nach der Pandemie: aufs Feiern mit vielen Leuten. Und aufs Stadion. Ich war froh, dass die Massnahmen im Sommer nicht gar so streng waren, so lief wenigstens ein bisschen etwas. Ich bin auch in der Pfadi aktiv, da haben wir im Sommer einiges unternommen. Und die Maturareise nach Berlin konnte ebenfalls stattfinden, das ist sauber aufgegangen. Zum Glück. Jetzt im Winter fehlt es mir vor allem am Abend, in die Stadt zu gehen, zum Beispiel in die Grabenhalle oder einfach mal in ein Restaurant. Seit es kalt ist, wurde das Leben noch um einiges trister.

Mit der Maskenpflicht und allen anderen Massnahmen kann ich gut leben, man gewöhnt sich ja schnell daran. Ich leiste momentan Zivildienst in einer Primarschule, da ist es völlig selbstverständlich, dass wir alle Masken tragen. Wenn ältere Menschen sich über «die Jungen» aufregen, finde ich das schon etwas unangebracht. Vielleicht sehen wir uns etwas öfters als sie, aber wir geben uns wirklich Mühe und halten die Vorschriften ein.

Im ersten Lockdown habe ich mir vorgenommen, Gitarre spielen zu lernen, aber es blieb beim Vorsatz. Offenbar wollte ich es dann doch zu wenig. Entgegengekommen ist mir, dass die Kantiabschlussprüfungen nur halbwegs stattgefunden haben. Und im Früh-

ling habe ich zwei Wochen in der Kunstgalerie gearbeitet, das war auch cool. Wir haben einen Lastwagen restauriert und neu gestrichen. Ansonsten sind wir viel familiär aufeinander gehockt, was aber auch okay war. Andere hatten da mehr Mühe.

Im Januar waren wir alle zusammen in Isolation, das war auch eine neue Erfahrung. Coronasymptome hatte ich nicht, bis auf einen Tag, an dem ich sehr schlapp war. Im Moment mache ich zwar kaum Sport, trotzdem hoffe ich, dass ich keine Langzeitschäden davongetragen habe und ich fit wie immer ins Fussballtraining kann – wenn es denn wieder stattfindet. Bei mir ist das Thema ohnehin gerade nicht so präsent, und anderen geht es ähnlich. Ich hoffe sehr, dass unsere Liga nicht einschläft. Hauptsache, wir sind genug, egal, wie fit wir sind.



Noa Olibet, 2002, lebt in St.Gallen und leistet momentan Zivildienst.

Notiert von Corinne Riedener.

«UND IRGENDWANN IST DIE LUFT DRAUSSEN»

Ja, ein komisches Jahr... Insgesamt geht es mir gut im Vergleich zu dem, was andere mit Corona durchmachen. Klar, es fällt vieles weg, seien es Musikprojekte oder Aktionen der Klimagruppe Ausserrhoden. Ich hätte beim Appenzeller Kammerorchester mitspielen können, es gab Projekte mit dem Kantiorchester, und 2020 hatten wir eine grosse Produktion der Theatergruppe der Kanti geplant, mit einer modernen Fassung von *Lysistrata*. Es ist immer dasselbe: Am Anfang ist man voll dabei und voller Energie, dann zeichnet sich langsam ab, dass eine Aufführung fraglich ist – man hofft, man probt weiter, man verschiebt, und irgendwann ist die Luft draussen...

Bei den Klimaaktionen ist es ähnlich, du organisierst, telefonierst um Bewilligungen, schreibst Mail um Mail, und dann kommt das Aus. Das ist ziemlich frustrierend. Schwierig finde ich, dass es nur ein dominierendes Thema in den Medien gibt: Corona. Alles sonst verschwindet von der Bildfläche. Natürlich habe ich Verständnis dafür, dass rund um die Pandemie viel geregelt werden muss. Aber wenn dann ein Milliardenpaket für die Flugbranche geschnürt wird: Das kann ich nicht nachvollziehen. Das ist nicht vereinbar mit der Klimakrise, die mindestens so akut wie die Pandemiekrise ist. Gerade ist vor ein paar Wochen der Climate Action Plan herausgekommen, aber in den Medien war das nur eine Randnotiz. Wir liefern – aber es fehlt das Echo.

Dass man nicht auf die Strasse kann, ist ein Problem. Alles, was öffentliche Aufmerksamkeit braucht und schafft, fällt weg. Wir haben Onlineformate ausprobiert, aber per Internet hat man nicht die gleiche Präsenz. Wir hatten zudem ein Klimatheater geplant mit einem Stück, das zwei aus unserer Gruppe selber geschrieben haben und das wir Anfang Jahr in Ausserrhoden aufführen wollten. Dar-

aus ist nichts geworden. Intern gab es zwar auch Vorteile, unsere Gruppe hat sich besser strukturiert, eine Website aufgebaut – aber öffentliche Aktionen bleiben unverzichtbar.

In der Musik ist es ähnlich. Ich habe einzelne Streams von Konzerten gehört, aber entscheidend finde ich die Live-Atmosphäre, den Klang im Raum von überall her, und dafür hat man noch keine inspirierende Alternative gefunden. Ich hatte mehr Zeit zum Üben, aber Zusammenspielen geht nicht, Singen geht auch nicht. Der gemeinschaftliche Aspekt der Musik fehlt.

Ich bin froh, dass wir Präsenzunterricht haben. Der Fernunterricht im ersten Lockdown hat sich bei mir so ausgewirkt, dass ich mehr getan habe für die Fächer, die mich interessieren. Bei den anderen Fächern hingegen, wo man genau die Unterstützung brauchen würde, habe ich mich eher durchgequält. Dass jetzt eine Petition gestartet wurde gegen den Präsenzunterricht, kann ich absolut nicht verstehen. Klar, es gibt Leute, die Angst haben. Aber ich bin wahnsinnig froh, dass ich in die Schule gehen kann. Dass Leute psychisch in ein Loch fallen, erlebe ich in meinem Kolleginnen- und Kollegenkreis kaum. Aber das ist sicher auch das Privileg, wenn man in einer wohlbehüteten Familie daheim ist. Trotzdem fällt auch mir manchmal die Decke auf den Kopf.

Nicht reisen zu können, stört mich nicht. Reisen ist für mich aus Klimagründen sowieso ein kompliziertes Thema. Und statt in den Ausgang sind wir halt in den Wald gegangen und haben Punsch getrunken. Meinen 18. Geburtstag habe ich aber gar nicht gefeiert – das war schon sehr schade.

Ob man unserer Generation mehr Freiheiten lassen müsste? Ich finde nicht. Wir können genauso wie alle unseren solidarischen Beitrag leisten. Schwierig ist allerdings die ganze Studien- und Berufsplanung. Mo-

mentan kann man sich kaum bewerben für Jobs für das Zwischenjahr – da gibt es nur Absagen. Und die Unis stellen sich alle digital vor, ich habe noch keine Uni von innen gesehen. Wir können uns nicht seriös informieren, was wir mit unserem Leben anfangen sollen.



Siri Löffel, 2003, lebt in Stein AR, und schliesst im Sommer die Kanti Trogen im Schwerpunkt Musik und Bildende Kunst mit der Matura ab.

Notiert von Peter Surber.

«IN DER SCHWEIZ SPÜRE ICH KAUM ETWAS VON DEN MASSNAHMEN»

Bis jetzt war die Pandemie für mich kein grosses Problem. Im Gegenteil: Ich hatte letzten Frühling viel mehr Zeit für mich, weil ich mich nicht jeden Samstag und Sonntag vom Ausgang erholen musste. Vor allem in der Freizeit gestaltet sich mein Leben wesentlich anders als vor Corona. Das ist nicht nur schlecht.

Beruflich hat sich für mich praktisch nichts geändert. Ich wohne in Sulz im Vorarlberg, wo ich aufgewachsen bin, und pendle jeden Tag in die Schweiz. Das war die ganze Zeit problemlos möglich. Als der Grenzübergang in Montlingen zugesperrt war, musste ich auf Kriessern ausweichen. Ich mache meine Lehre zum Landschaftsgärtner in Hinterforst, weil es mir bei der Stellensuche wichtig war, einen Bio-Betrieb zu finden. Seit vergangenem Frühling haben wir weitergearbeitet, als gäbe kein Corona. Im Grunde kein Problem, weil wir vor allem draussen arbeiten. Die Massnahmen der Schweizer Regierung konnten wir gut einhalten.

Zu Konflikten kam es, weil ich etwas zwischen die Fronten geriet. Mein direktes Umfeld reagierte sehr unterschiedlich auf die Coronamassnahmen, die in Österreich einschneidender waren als in der Schweiz, wo ich von den Massnahmen kaum etwas merkte. Lange gab es keine Maskenpflicht. Gut möglich, dass eure Lockerheit im Umgang mit dem Virus ein wenig auf mich abgefärbt hat. Für meine Eltern, die eine Staudengärtnerei führen, war das noch einigermaßen okay. Aber meine Freundin, die im Home-schooling studiert und strikt auf «unnötige» Kontakte verzichtet, war es nicht immer verständlich, wenn ich mich im Lockdown dann doch ab und an mit drei bis vier Kollegen verabedete. Die allerengsten Sozialkontakte darf man auch in der Pandemie nicht vernachlässigen, finde ich.

Im November fühlte ich mich eines Morgens leicht grippig. Trotz Maskenpflicht

am Berufs- und Weiterbildungszentrum Rorschach-Rheintal habe ich den Unterricht am Mittag sicherheitshalber verlassen und ging früh zu Bett. Am nächsten Tag hatte ich noch leichte Kopfschmerzen, das wars. Etwa zur selben Zeit wurde auch meine Mutter krank, ihr Test fiel positiv aus, zehn Tage hatte sie Grippe-symptome, mehr nicht – zum Glück. Als sie sich testen liess, ging auch ich hin. Auch bei mir wurden Antikörper gefunden. Zu dem Zeitpunkt war ich aber bereits wieder symptomfrei. Vor allem bin ich froh, dass ich in der Schule niemanden angesteckt habe. Das Schwierigste ist doch zu wissen, was man tun soll, wenn man sich nur ein wenig anders fühlt als sonst. Das passiert ja oft.

So verbrachte ich also zwei Wochen mit meinen Eltern in Quarantäne, was mir ganz gut getaugt hat. Zuvor habe ich viel gearbeitet, jetzt hatte ich verordneten Urlaub. Die Staudengärtnerei meiner Eltern ist ein weitläufiges Gelände. Wir waren viel draussen, haben aber auch zusammen Filme geschaut und Spiele gespielt. Die 14 Tage waren im Nu vorbei.

Langsam fehlen mir all die Leute, die ich sonst regelmässig im Ausgang in Feldkirch treffe. Oder nur schon das Vorglühen bei Freunden zu Hause. Im vergangenen Sommer war ja vieles wieder erlaubt, ausser die Festivals, für die ich mir auch diesen Sommer keine Hoffnungen mehr mache. Wir haben viele Privatpartys gefeiert. Mit Kollegen habe ich eine Motorradreise ins Südtirol unternommen. Schlafen in der Hängematte usw. Ausserdem gehe ich oft wandern und habe wieder angefangen zu klettern. Diesen Winter habe ich mehr als 30 Skitouren und über 25'000 Höhenmeter gemacht. Dazu wärs vor Corona nicht gekommen. Auch nach der ganzen Krise möchte ich mir vermehrt Zeit für mich nehmen.

Je länger je mehr beginne ich zu zweifeln, ob die Impfung wirklich die grosse Erlö-

sung bringt. Natürlich hoffe ich es. Mittlerweile fehlen aber irgendwie die Erfolgserlebnisse in der Coronakrise. Das teilweise Ende des Lockdowns Anfang Februar fühlt sich nicht wie ein richtiges Ende an. Und welche Langzeitfolgen bringen die Coronamassnahmen mit sich, wirtschaftlich beispielsweise? Was ist die langfristige Perspektive für meine Generation? Das beschäftigt mich immer mehr. Ich bin aber froh, dass ich schon Corona hatte und vermutlich immun bin. An der Grenze hilft mit das aber nix, seit neustem muss ich nun wöchentlich einen Negativtest vorweisen, um zur Arbeit zu fahren.



Aaron Kopf, 1999, hat das Gymnasium ein Jahr vor der Matura abgebrochen und sich für die Ausbildung zum Landschaftsgärtner entschieden. Im Sommer schliesst er die Lehre ab. Danach will er ein Jahr im Betrieb bleiben und eigene Projekte verantworten, danach ein Jahr lang die Welt bereisen und irgendwann vielleicht die Gärtnerei der Eltern übernehmen oder einen eigenen Gartenbau-Betrieb gründen.

Notiert von Roman Hertler.

«CORONA IST EIN BREMSKLOTZ»

Aus aktivistischer Sicht ist die Pandemie eine echte Herausforderung. Aktivismus lebt von der Masse, gerade die Fridays for Future, wo ich aktiv bin. Es war uns von Anfang an klar, dass wir uns zurücknehmen – aus Solidarität. Dennoch war es schwierig, weil wir genau im März 2020, als der erste Lockdown kam, im Endspurt für den Strike for Future waren. Das wäre eine riesige Aktion geworden. Wir mussten das ganze Projekt, an dem wir acht Monate lang gearbeitet hatten, absagen.

Getroffen haben wir uns weiterhin regelmässig. Die Bewegung ist international vernetzt, darum sind wir uns virtuelle Treffen gewohnt. Rasch haben wir unsere Aktivitäten in den Sozialen Medien verstärkt. Schwieriger war die Frage, wie wir ohne Demos Sichtbarkeit und Öffentlichkeit schaffen. Wir haben dann unter anderem eine Schilder- und Plakataktion in verschiedenen europäischen Städten lanciert, so auch in Bern. Leider hat die Polizei auf diese Aktion sehr hart reagiert. Auch in St.Gallen wurden mehrere Klimastreikerinnen vorgeladen, weil sie am Gallusplatz die Plakate eingesammelt hatten, um sie nach Bern zu bringen – obwohl alles coronakonform abgelaufen ist.

Im August waren dann wieder zwei Aktionen in St.Gallen möglich: eine Velodemo und eine Laufdemo gegen die Teilsperre am Güterbahnhof. Wenig später hat auch die Besetzung des Bundesplatzes in Bern stattgefunden, wo ich ebenfalls vor Ort war. Uns war bewusst, dass das ein potenzieller Superspreader-Event ist, darum haben wir die Sicherheitsmassnahmen sehr gewissenhaft eingehalten. Alle trugen Masken und hielten Abstand – ausser im letzten Moment der Räumung. Aber da muss man eng zusammensitzen, sonst hat die Polizei leichtes Spiel.

Diese Besetzung war uns sehr wichtig. Wir wollten ein Zeichen setzen, damit die Klimakrise nicht vergessen geht. Sie wird im-

mer noch akut sein, wenn die Coronakrise vorbei ist. Das Virus ist temporär, das Klima ist ein langfristiges Thema und darf nicht in den Hintergrund rücken. Dass die Politik nur noch mit Corona beschäftigt ist, macht der Klimabewegung grosse Sorgen, denn wir sind unter massivem Zeitdruck. Die kommenden zehn Jahre sind entscheidend – darum haben wir letztes Jahr den Climate Action Plan (CAP) lanciert. Das war ein grosser Schritt für uns und «dank» Corona hatten wir auch die nötige Zeit, ihn aufgrund von akademischen Grundlagen fundiert auszuarbeiten.

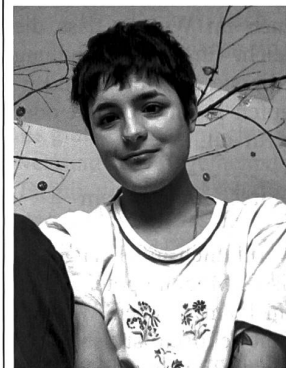
Das Problem der mangelnden Aufmerksamkeit konnten wir dennoch bis jetzt nicht lösen. Im Moment sind die Klimagruppen sehr regional organisiert und setzen auf kleine Aktionen, aber es laufen diverse, auch internationale Hintergrundaktivitäten. Derzeit stellen wir uns gar nicht die Frage, wann wir wieder streiken, sondern wie wir mit anderen Mitteln Aufmerksamkeit erregen können. Selbst wenn Demos irgendwann wieder legal sind, muss man sie nicht um jeden Preis pushen – auch weil viele ältere Leute, sprich Risikogruppen, an unseren Streiks teilnehmen. Diese wollen wir nicht ausschliessen. Auch die Jüngeren sind eine Herausforderung: Bei uns an der Kanti am Burggraben etwa hat der Klimastreik kaum mehr Bedeutung. Alle wissen zwar, was es ist, aber die neuen Jahrgänge haben noch nie einen Streik miterlebt und können sich dadurch auch schlecht damit identifizieren. Das macht es schwer, die Dynamik der Bewegung aufrecht zu erhalten.

Mir persönlich fehlt vor allem der Kontakt zu den Aktivistinnen und Aktivisten im Ausland. Ich habe mich darum sehr gefreut, als im Herbst 2020 wieder mal eine internationale Aktion möglich war und ich mit anderen nach Köln zu «Ende Gelände» gereist bin. Es war schön, diese Kontakte etwas aufzupäppeln und mich mit anderen auszutau-

schen. Corona ist ein Bremsklotz. Es tut gut zu sehen, dass auch die anderen immer noch da und immer noch aktiv sind. Das ist auch wichtig für die Nachhaltigkeit der Bewegung.

Nicht nur als Klimaaktivistin ist diese Zeit enorm spannend, auch als Antifaschistin musste ich eine neue Sichtweise üben. Plötzlich ploppten Demos von Impfgegnerinnen und Verschwörungstheoretikern auf, die ein «Ende der Pandemie» fordern. Manche davon sympathisieren auch mit dem Klimastreik. Eine egozentrische, diffuse Bewegung. Anfangs dachten wir, das seien einfach Esoterikerinnen, aber dann mussten wir erkennen, dass diese Leute durchaus organisiert und standhaft sind. Sie sind nicht rechts-extrem, zeigen aber gefährliche Tendenzen und sind beeinflussbar.

Das hat eine neue Sparte Aktivismus aufgetan, denn man muss Verschwörungstheorien etwas entgegensetzen – aufklären, aufklären, aufklären. Vor Corona waren diese Menschen keine Gefahr für die Gesellschaft, viele kommen aus der Mitte, es könnte meine Grossmutter sein. Aber wenn sie Seite an Seite mit Nazis laufen, wie es in anderen Ländern der Fall ist, werden sie zu einer Gefahr.



Miriam Rizvi, 2001, beendet im Sommer die Kanti und will danach Soziologie studieren. Sie lebt in St.Gallen.

climatestrike.ch/de/posts/cap-download

Notiert von Corinne Riedener.

«DER WIRTSCHAFTLICHE BLICK AUF DIE MEDIZIN HAT VERSAGT»

Es herrscht Pflegenotstand. Die Politik schlafe und die grossen Gewerkschaften seien vor lauter Selbstbezogenheit impotent geworden, kritisiert Alain Müller. Der Ausserrhoder Psychiatriepfleger hat sich mit Kolleginnen und Kollegen aus der ganzen Deutschschweiz zum Verein Pflegedurchbruch zusammengeschlossen. Im März wird im Bundeshaus über die Pflegeinitiative debattiert.

Interview: Roman Hertler, Bild: Tine Edel

Der grosse Applaus im letzten Frühling tat zwar auch ihm gut. Wütend ist Psychiatriepfleger Alain Müller aus Speicher dennoch. Auf die Politik, weil sie bis heute nicht angemessen auf den Pflegenotstand reagiert. Ein wenig auch auf die Gesellschaft, die grösstenteils wegschaut. Ebenso wie das Gesundheitspersonal selber. Wütend ist er aber vor allem auf die grossen Gewerkschaften und Verbände, von denen während des ganzen ersten Coronajahres viel zu wenig zu hören gewesen sei.

Darum hat sich Müller mit Berufskolleginnen und -kollegen aus der ganzen Deutschschweiz zusammengeschlossen und die Facebook-Gruppe «Pflegedurchbruch – für eine würdige Pflege in der Schweiz» und im Herbst den gleichnamigen Verein gegründet. Im Saiten-Interview erklärt er, warum es eigentlich eine Schande ist, dass es den Verein überhaupt braucht.

Saiten: Wo drückt der Schuh in der Pflege?

Alain Müller: An allen Ecken und Enden. Die Patienten bleiben weniger lang auf den Stationen, sind damit insgesamt kränker und damit pflegeintensiver. Gleichzeitig werden die Bettenzahlen aufgestockt und das Personal abgebaut. Das führt zu logistischem und emotionalem Stress. Man muss den Patientinnen und Patienten in die Augen schauen im Wissen, dass die Zeit nicht reicht für die Behandlung und Pflege, die sie eigentlich bräuchten. Viele laufen in ein Burnout oder geben den Beruf auf.

Wie wirkt sich der Stress auf das Teamgefüge aus?

Das kommt vermutlich aufs Fachgebiet an. Ein gewisses Mobbingpotenzial ist wohl in jedem Team gegeben. Wenn es über lange Zeit hektisch ist, ist es nur normal, dass der Ton rauer wird. Ich kenne solche Situationen: Es ist streng, wir sind gereizt, es passieren Fehler, wir

werden unter Druck gesetzt – auch vom Betrieb. Umso mehr müssen wir aufeinander achtgeben.

Ist der Stress in der Pflege auch ein Führungsproblem?

Der immer einseitigere Fokus auf die Finanzen im Gesundheitswesen hat klar einen Einfluss auf die Führungskultur. Mein subjektiver Eindruck ist, dass der Führungsstil in vielen Fällen auf Druck und subtiler Repression basiert. Wenn man mal etwas an der Situation aussetzt, heisst es rasch: Dann kannst du ja gehen. Oder: Komm schnell mit, es gibt ein Gespräch. – Warum? – Ich sags dir gleich. – Und dann wartet schon der Leiter Pflegedienst im Sitzungszimmer. Dann wird man gerügt für ein Verhalten, das vor 20 Jahren noch kein Thema gewesen wäre. Heute heisst es dann schnell, man Sorge für «Unruhe im Team». Subtile Repressionen sind sicherlich keine Einzelfälle. Solche Massnahmen wirken. Vor allem auf jene Teile des Personals, die Vorgesetzten grundsätzlich nicht widersprechen.

Herrscht allgemein ein Angstklima?

Im Mai hat der «Kassensturz» eine Sendung dazu gebracht, dass wir unsere Minusstunden vom ersten Shutdown wieder aufarbeiten müssen. Die meisten Betriebe haben die Vorgabe mittlerweile revidiert. Offenbar hat sich vom Gesundheitspersonal niemand getraut, öffentlich mit Namen dazu Stellung zu beziehen. Diese Angst ist sicher auch ein Resultat dieses verbreiteten Führungsstils. Das war – zumindest wie ich es in der Psychiatrie erlebte – vor zehn Jahren weniger ein Problem. Kommt hinzu, dass die meisten Kolleginnen und Kollegen zwischen 20 und 30 sind. Diese Altersgruppe geht anders in den Clinch mit den Vorgesetzten. Das ist ein grosses Problem. Sorry für den Militärvergleich:

Früher im WK sagten auch nicht die Offiziere, wo es langgeht, sondern die altgedientenen Soldaten. Wegen der vielen Abgänge fehlen heute die Erfahrungen der Alten in der Pflege weitgehend.

Sie selber gehören mit ihren 45 Jahren also bereits zum unbequemen alten Eisen.

Warum steigen so viele wieder aus dem Pflegeberuf aus?

In der Ausbildung lernen wir, wie man richtig pflegt, wie der Mensch funktioniert und was er dazu braucht. Die Diskrepanz zwischen Gelerntem und dem, was man in der Praxis noch anwenden kann, birgt grosses Frustpotenzial: Wir sind oft nur noch zur Schadensminderung da, müssen die Menschen abfertigen. Leute im Spital, die gerade eine schwere Diagnose bekommen haben, müssen mit ihrem Schock im ersten Moment oft alleine gelassen werden. Im besten Fall werfen sie der Person noch ein Valium hin, fertig. Pflegende lässt so etwas nicht kalt, aber es ist tägliche Realität. Du arbeitest 24/7, du hast Frühdienst, Spätdienst, Nachtdienst. Und das oft kurz hintereinander. Ich kenne wenig Leute, die so einen Job im 100-Prozent-Pensum machen und schon gar nicht bis zur Pensionierung.

Klingt zermürend.

Ja, ich habe im Moment zum Glück eine sehr gute Stelle. Trotzdem: Die allermeisten Kolleginnen und Kollegen tragen diesen ethisch-moralischen Konflikt mit sich rum, immer unter der Qualität liefern zu müssen, einfach weil du keine Zeit hast.

Werden Pflegende zu wenig ernst genommen?

Man wird oft belächelt. Du bist ja nur das Huscheli vom Dienst. Das fängt schon bei den Patienten an und zieht sich interdisziplinär bis hin zur ganzen Gesellschaft durch.

Jede einzelne Pflegeleistung muss ärztlich angeordnet sein. Ein überholtes System?

Das betrifft wohl vor allem die Spitex. Sie erhebt systematisch-empirisch einen Befund über den Pflegebedarf. Damit die Krankenkasse bezahlt, muss der Arzt oder die Ärztin dann jede Massnahme absegnen, jede Creme, jede Gehilfe, jeden Stützstrumpf. Auf den Stationen ist das Problem eher, dass wir Interventionen teilweise mühsam erbetteln müssen. Aus der Ärzteschaft heisst es häufig, wir seien dazu nicht ausgebildet. Das ist eine krasse Verkenntung der Realität, die Rahmenbedingungen stimmen einfach nicht. Natürlich sind in manchen Fällen die Oberärztinnen und Oberärzte auf gute interdisziplinäre Zusammenarbeit bedacht und erteilen uns entsprechende Kompetenzen weitgehend. Aber das ist reine Kulanz.

Wenn wenigstens die Löhne stimmten.

Gemessen an der Verantwortung, die wir tragen, sind die Löhne und der Personalschlüssel eindeutig zu tief. Dass wir vor lauter Stress Dinge vergessen, Fehler bei der Medikation machen, jemanden liegenlassen und Druckwunden verursachen, in der Psychiatrie selbstverletzende oder suizidale Personen übersehen: Diese Angst begleitet einen im Dienst ständig. Diplomierte Pflegefachpersonen haben mindestens eine höhere Fachschule (HF) absolviert. Ein Betriebswirtschaftler HF steigt in gewissen Bereichen mit Löhnen ab 8500 Franken ein. Eine Pflegefachperson HF beginnt etwa bei 5300 – bei einem 100-Prozentpensum, was wie gesagt nicht oft vorkommt. Mit 20 Jahren Berufserfahrungen bekommst du, wenns gut geht, 7000 Franken. Fachpersonen Gesundheit, kurz: FaGe, die eine dreijährige Lehre absolvieren, verdienen im Schnitt wohl etwa 1000 Franken weniger als Diplomierte. Was in Pflegeheimen sicher ein Problem ist: Sie müssen Aufgaben übernehmen, die sonst Diplomierte erledigen. FaGes übernehmen diese Arbeit quasi gratis.

In der Coronakrise haben sich die Probleme in der Pflege nochmals akzentuiert. Hat die Politik bisher angemessen darauf reagiert?

Kommt darauf an, wo man hinschaut. Die einen haben mittlerweile zumindest gesehen, worums geht. Andere weniger. Sparübungen und Personalabbau gehen unvermindert weiter, und es gibt genügend Leute in der Politik, die das immer noch gut finden. Der unfaire Lohn wird mit anachronistischen Argu-

menten verteidigt wie etwa, dass Frauen eher dazu neigen, in Berufen zu arbeiten, die schlecht bezahlt würden.

Gibt es keine Positivmeldung aus der Politik?

Da und dort überdenken die Spitäler aktuell ihre Lohnstrukturen. Beispielsweise im Kanton Zürich. Aber insgesamt wird weitergespart und Personal abgebaut, was einfach an anderer Stelle zu Mehrkosten führt. Eine Lose-Lose-Situation. Man versucht grossmehrheitlich, so weiter zu machen wie vor der Pandemie.

Wie lässt sich die Behähigkeit der Politik erklären? Ist der gesundheitspolitische Fokus auf die Kosten statt auf Qualität dafür verantwortlich?

Man vertraut nach wie vor den falschen Leuten. GesundheitsökonomInnen sind in aller Regel eines ganz bestimmt nicht: Gesundheitsexperten. In der Medizin sind sie Laien. Sie haben wohl gewisse Fantasien, und davon nicht zu wenige. Aber sie können nicht abschätzen, was es heisst, in der medizinischen Branche zu arbeiten. Die sagen uns, wie wir unseren Job machen müssen, indem sie uns die Ressourcen beimessen, von denen sie glauben, dass sie genügen. Ihr Gefühl mag zwar aus irgendwelchen Zahlen hergeleitet sein, es ist deswegen aber noch lange nicht objektiviert. Sie pflegen einen vulgärwissenschaftlichen, unterkomplexen Blickwinkel. Viele glauben ihnen und denken, wenn die Pflege mehr zu sagen hätte, würde es teurer. Der ökonomische Blickwinkel auf die Medizin hat versagt: Er hat allen den Job erschwert, aber gespart wurde damit bisher bestimmt kein Rappen.

Die Politik bewegt sich nicht von selbst. Es braucht eine Volksinitiative, über die im März nochmals im Bundesparlament debattiert wird. Zielt die Pflegeinitiative in die richtige Richtung?

Die Pflegeinitiative spricht genau die zentralen Punkte an, die verbessert werden müssen. Das kann sie, weil sie aus dem Schweizerischen Berufsverband der Pflegefachleute (SBK) und damit aus der Berufspraxis kommt. Es braucht mehr Personal; mehr Entscheidungs- und Handlungskompetenzen – und zwar entsprechend der Verantwortung, die wir eh schon tragen; wir müssen viel mehr Leute in Diplomlehrgängen ausbilden; und es braucht anständige Löhne. Die Initiative liefert dazu eine gute Grundlage auf Verfassungsebene, eine abschliessende Lösung ist sie natürlich noch nicht.

Der Nationalrat will in seinem indirekten Gegenvorschlag lediglich Anpassungen auf Gesetzesebene, mit der Begründung, dass rasch etwas passiert.

Aus dem Parlament kommen nur eine schlechte und eine ganz schlechte Option. Der Nationalrat will zwar den Kantonen mehr Geld zur Verfügung stellen, damit sie auf freiwilliger Basis mehr Leute ausbilden können. Das wird kaum etwas nützen, wenn sie wollten, könnten die Kantone das heute schon. In anderen Berufen kannst du dir bald eine eigene Wohnung, ein Auto etc. leisten. Für ein Pflegediplom hängst du nach der dreijährigen Lehre nochmals zwei bis drei Jahre zu einem Lohn von 1000 Franken an, bis du 22 bist. Ich glaube schlicht nicht daran, dass die Kantone freiwillig ihre Praxis ändern, wenn man ihnen die Wahl lässt. Ausserdem mangelt es an Lehrpersonen. Werden Lernende nur zum Arbeiten eingeführt, ist das keine Ausbildung. Und es nützt wenig, tausende FaGes auszubilden, die dann eh nicht im Beruf bleiben. Die wichtigen Personal-, Kompetenz- und Lohnfragen nimmt der Gegenvorschlag gar nicht auf. Der Subtext ist immer derselbe: Wir geben euch zwar ein bisschen mehr Geld – der Ständerat weniger als der Nationalrat –, aber wirklich etwas verändern wollen wir nicht.

Woher rührt das Desinteresse der Politik?

Nicht nur die Politik, auch die Gesellschaft muss sich fragen, was sie will. Sollen wir Pflegende aus dem Ausland rekrutieren? Ich persönlich habe es gern, wenn mich die Person, die mich im Spital in den Arm sticht, auch versteht. Dass das Ausbildungsniveau nicht in allen Ländern dasselbe ist, ist nun mal eine Realität. Ärztinnen und Ärzte, die beispielsweise in Rumänien ausgebildet wurden, haben einfach nicht dasselbe Fachniveau wie solche aus der Schweiz oder aus Deutschland. Das ist in der Pflege nicht anders. Wir können uns als Gesellschaft auch dafür entscheiden, dass wir nicht so eine hochstehende Medizin haben.

Es gibt bereits den Schweizerischen Berufsverband der Pflegefachpersonen SBK.

Es gibt die Gewerkschaften: VPOD, UNIA und SYNA teilen sich das Terrain. Jetzt gründen Sie den Verein Pflegedurchbruch und vertreten nochmals die gleichen Interessen. Warum braucht es diesen Verein?

Im Frühling vor einem Jahr hat der allgemeine Personalmangel grosse öffentliche Aufmerksamkeit gehabt. Wir hatten genug Beatmungsgeräte, genug



Alain Müller

Intensivpflegeplätze, aber kein Personal dafür. Weder vom SBK noch von den Gewerkschaften hat man irgendwas gehört. Ich habe mich bei allen gemeldet, sie haben mich zu Telefonaten eingeladen und mir versichert, dass im Hintergrund schon einiges laufe. Ich dachte, das kanns doch nicht sein: Jetzt werden die Massnahmen bald wieder aufgehoben und unsere Anliegen wieder vergessen. Die Verbände wussten die Aufmerksamkeits- und Solidaritätswelle aber nicht zu nutzen.

Warum nicht?

Um in der Gesundheitspolitik gehört zu werden, müssen wir entschlossen als gemeinsamer Block auftreten. In den diversen Gesprächen mit den Verbänden wurde aber viel lamentiert: Man habe halt verschiedene Herangehensweisen, verschiedene Mentalitäten, in der Vergangenheit sei untereinander viel Geschirr zerschlagen worden etc. Ich habe auch mit den jeweiligen Pflegechefs von SYNA und UNIA Schweiz gesprochen. Von der VPOD-Zentrale habe ich leider bis heute nie etwas gehört. Das alles hat mich dazu bewogen, die Facebook-Gruppe zu gründen und anzufangen, Druck aufzubauen. Kooperationsfreudigere Verbands- und Gewerkschaftsleute motivierten mich sogar dazu, weil sie die Notwendigkeit auch sehen und intern auf Widerstände stossen. Sie finden, es brauche Druck von aussen. Also gut, sagte ich mir.

Haben die Gewerkschaften vergessen, wofür sie eigentlich stehen?

Sie sind wohl zu sehr mit sich selber beschäftigt. Mir wurde oft gesagt, die Leute von Pflegedurchbruch müssten sich halt einer Organisation anschliessen. Im Verein sind aber bereits sehr viele irgendwo Mitglied. Ich und zwei weitere Vorstandsmitglieder sind beim SBK, jemand bei der UNIA und jemand beim VPOD. In der aktiven Gruppe hat es auch Mitglieder der SYNA. Das ist nicht der Punkt. Die Mitglieder der Organisation dringen mit ihren Anliegen kaum noch zur Zentrale durch, und gleichzeitig beklagen sich diese, dass sie die Pflegenden zu wenig spürten. Einzelne Regionalsektionen sind aktiv. Das ist nett. Aber wenn wir wirklich signifikant etwas verbessern wollen, dann müssen wir auf nationaler Ebene zusammenspannen und sehr viel aktiver werden. Sonst können wir einpacken. Im Oktober gab es die Protestwoche, die von SYNA, VPOD und SBK organisiert wurde. Am Schluss durfte sich dann auch die UNIA noch

beteiligen. Dann war es wieder ruhig. Viel zu ruhig.

Was steckt dahinter?

In der Schweiz liegt der Organisationsgrad beim Gesundheitspersonal optimistisch gerechnet irgendwo bei 17 Prozent. Gewerkschaften mit so wenig Mitgliedern sind aber impotent. Spitäler, Pflegeheime und «Gemeindeschwestern» waren Teil öffentlich-rechtlicher Institutionen. Entsprechend hat sich der VPOD, der für das öffentliche Personal zuständig ist, auch um das Gesundheitspersonal gekümmert. Irgendwann in den 1980er-Jahren begann die langsame Privatisierung des Gesundheitswesens. Das Personal wurde mitprivatisiert, und der VPOD hat offenbar den Anschluss verloren. In die Geschäftslücke sprang die UNIA. Es gibt Leute, die sich nerven und sagen, die UNIA habe im Pflegebereich nichts verloren, genauso wenig wie der VPOD im Verkauf. Das ist aber eine etwas späte Diskussion. Kurzum: Die Gewerkschaften müssen sich neu orientieren. Ihre Mitgliederzahlen müssen sie erst in zweiter Linie erhöhen. Zuerst müssen sie den Pflegenden zeigen, dass es nötig ist und sich lohnt, ihnen beizutreten.

Was hat ihr Verein konkret erreicht?

Sichtbar ist vor allem die Facebook-Gruppe mit mittlerweile knapp 5000 Mitgliedern. Dann haben wir E-Mails an Politikerinnen und Politiker geschrieben. Am 10. Juni gab es in Bern eine kleine Demo, wir haben mobilisiert und informiert, so gut es eben ging. Ansonsten sind wir uns tatsächlich auch im Hintergrund am Organisieren, weil sämtliche Aktionen Personal, Zeit und Geld brauchen. Es ist verdammt schwierig, Pflegenden dafür zu gewinnen. Ich würde gerne viel mehr machen, mehr auf die Strasse gehen, von mir aus auch Greenpeace-artige Aktionen. Wir sind 13 Leute, sechs können derzeit aktiv mitarbeiten. Der Rest ist dermassen an Job und Privates gebunden, dass ein zusätzliches Engagement einfach nicht drinliegt.

Warum ist es in der Pflege besonders schwierig, die Leute zu mobilisieren?

Ein Teil ist sicher die verbreitete Angst vor Repressionen. Ein Teil ist Resignation. Im Betrieb und aus der Politik heisst es ständig: Es gibt kein Geld, die Kosten sind zu hoch, wir müssen sparen. Ein Teil ist Erschöpfung. Viele wollen am Feierabend einfach ihre Ruhe haben. Im Personal herrscht grosse Lethargie und politisches Desinteresse.

Eigentlich müssten die Gewerkschaften ja die Wände hinauf. Aber es ist halt niemand dabei. Viele Pflegenden wissen gar nicht, dass es so etwas wie eine Gewerkschaft oder einen SBK gibt. Das ist sehr bedenklich.

Ein Missstand, den der Verband und die Gewerkschaften mitverschulden?

Absolut. Ich habe in einem Jahr fast 5000 Leute in die Facebook-Gruppe geholt, in meiner Freizeit, ohne Personal, ohne finanzielle Mittel. Ich frage mich, was die Gewerkschaften unter Marketing verstehen und wohin ihre Ressourcen gehen. Mobilisieren, aufklären, aufpeitschen: Das ist doch der Job der Gewerkschaften und der Verbände. Sie müssen Junge reinholen, die sich in den Sozialen Medien auskennen, und sie dann auch machen lassen. Nicht nur die Politik stagniert, auch die grossen Verbände bleiben stehen. Sie merken nicht, dass sie sich anders verhalten müssen. Und darum braucht es den Pflegedurchbruch.

Alain Müller, 1977, war acht Jahre lang Dachdecker, bevor er sich zum Psychiatriepfleger umschulen liess. Nach 20 Jahren kann er sich kaum vorstellen, bis 65 auf diesem Beruf zu bleiben. Das Netzwerk des Vereins Pflegedurchbruch würde er gerne auf die Westschweiz und das Tessin ausweiten.

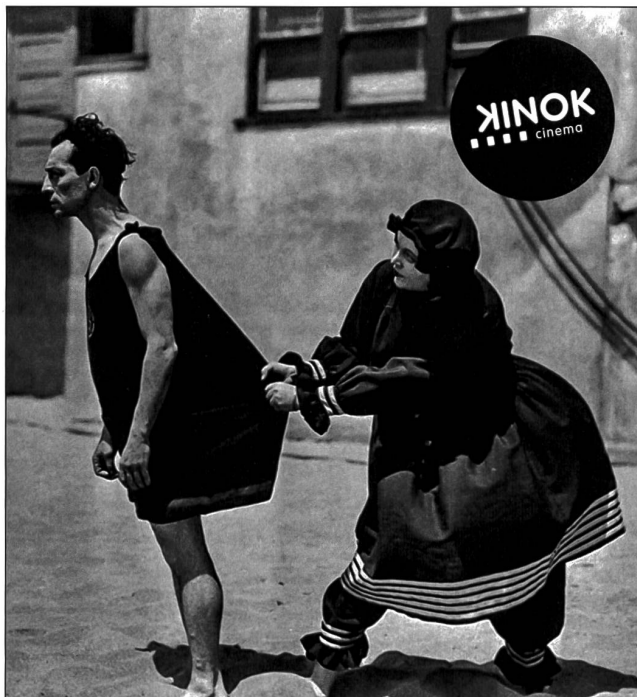
Der Verein Pflegedurchbruch hat am 15. Februar den stillen Protestmonat #Pflegetrüuert lanciert, bei dem mit einem schwarzen Trauerband am Namensschild und dem Aufstellen von Kerzen erneut auf den Pflegenotstand und seine Folgen aufmerksam gemacht werden soll. pflgedurchbruch.ch

Wortlaut

13. St.Galler
Literatur-
festival

wortlaut.ch

25.–
28.3.
2021



**Wir wären schon
mal startklar!**

KINOK – Cinema in der Lokremise St.Gallen – KINOK.CH

www.viegener.ch



viegener
für optik